

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Claus Probst

Die Jagd

Am falschen Ort

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Seit der Sache mit Torrini hat man achtmal versucht, mich zu töten. Vermutlich gibt es nur wenige Menschen, die das von sich behaupten können. Mit Ausnahme einiger Diktatoren, Rebellenführer und Drogenbarone, die sich jedoch nicht mit mir vergleichen lassen, denn sie umgeben sich meist mit einer Armee von Leibwächtern. Ich dagegen bin völlig auf mich gestellt. Um mich zu töten, braucht es nicht viel. Keine langwierigen Vorbereitungen. Keine Autobombe. Keinen verblendeten Selbstmordattentäter. Ich bin ein verwundbares Ziel. Ohne Einfluss und Schutz. Ein Messer, etwas Gift oder eine kleinkalibrige Pistole reichen völlig aus, um Torrinis Weisung in die Tat umzusetzen. Aus der simplen Tatsache, dass ich Ihnen jetzt davon berichte, werden Sie sich allerdings unschwer ableiten können, dass sämtliche Versuche, mich ins Jenseits zu befördern, dennoch erfolglos geblieben sein müssen. Auf dieses Detail bin ich stolz, und obwohl ich mir ein Leben ohne Angst längst nicht mehr vorstellen kann, tröste ich mich seit Jahren mit dem Gedanken an Torrinis Wut, mich noch immer nicht zur Strecke gebracht zu haben.

Aber Vorsicht!

Das ist lediglich MEINE Version der Ereignisse. Welche ich über Jahre nie angezweifelt habe. Niemals anzweifeln musste! Bis zu meinem Treffen mit Ruth. Die mir im Auftrag von Braun eine Botschaft übermittelte, die, in ihrem Gehirn gespeichert, seit Wochen darauf wartete, endlich abgeholt zu werden. Träfen Brauns Behauptungen wirklich zu, so würde das meine Meinung über mich und mein Leben nachträglich auf den Kopf stellen. Ich solle mich endlich bei ihm melden, richtete Ruth mir aus. Sonst könne er für nichts mehr garantieren.

Braun hat mir unverblümt gedroht. Ausgerechnet mir!

An die Zeit, in der eine derartige Drohung Eindruck hinterlassen hätte, kann ich mich kaum noch erinnern. Kein tragischer Verlust, wie ich finde. Nur ein weiterer in einer Reihe der Abschiede von liebgewonnenen Lügen. Der Osterhase. Die Zahnfee. Der Weihnachtsmann. *Ehrlichkeit zahlt sich aus*. Gott und das ewige Leben. Unerschütterliche Freundschaft. Die Unangreifbarkeit der eigenen Existenz, die es wert ist, Zeit und Arbeit zu investieren.

Lächerlich!

Zitat (leider vergessen, von wem): *Das Leben ist eine hervorragende Lehrmeisterin. Nur schade, dass sie alle ihre Schüler umbringt.*

Besser kann man es letztlich nicht ausdrücken.

Für nichts mehr garantieren? In meinem Leben sind sämtliche Garantien längst abgelaufen. Alle gleichzeitig. Innerhalb einer einzigen Sekunde. Die Wahrheit ist: Dem Leben ist nicht zu trauen. Das Leben ist eine hinterlistige Schlampe. Aber es hat mir immerhin die Augen geöffnet.

Ich glaube, Braun hat gelogen. Wahrscheinlich hat er sich kaufen lassen, und jetzt versucht er, mich aus der Deckung zu locken. Hinein in die Falle, vor der ich jetzt stehe, entschlossen, schon bald in ihr Inneres vorzudringen.

Um mir trotz allem den Köder zu schnappen.

Im Oktober 1983 verlor auf der Autobahn kurz vor Kassel ein Lastwagen seine komplette Ladung. Der Fahrer, der schon morgens angetrunken gewesen war, hatte es beim Beladen versäumt, zwei der Spannriemen anzuziehen. Dadurch gerieten etwa sechshundert Kupferrohre fast gleichzeitig ins Rutschen und ergossen sich über den hinteren Rand der Ladefläche auf die regennasse Straße. Unglücklicherweise war nur wenige Sekunden zuvor ein VW Kombi, genötigt von einem dicht auffahrenden Benz, unmittelbar hinter dem LKW auf die rechte Fahrbahn gewechselt. Am Steuer des Kombis saß ein aus Süddeutschland stammender Architekt namens Bernhard Keller, auf dem Beifahrersitz seine Frau Romy, eine Grundschullehrerin, die er nach Einschätzung von Freunden auch nach zwölf Jahren Ehe noch immer abgöttisch liebte, auf der Rückbank links hinter dem Fahrer ihr zehnjähriger Sohn Magnus, auf der rechten Seite hinter dem Beifahrersitz der Nachzügler der Familie, ein sechs Monate altes Baby, (vermutlich schlafend) in einem Kindersitz festgeschnallt. Keller trat erschrocken auf die Bremse, aber es war bereits zu spät. Rund ein Dutzend der drei Meter langen Kupfer-

rohre durchschlugen mit ungeheurer Wucht die Windschutzscheibe. Fast gleichzeitig krachte der weiße VW auf das Heck des abbremsenden Lastwagens.

Den Ersthelfern und den herbeigerufenen Rettungskräften bot sich ein furchtbarer Anblick. Die Kupferrohre durchzogen in unterschiedlichen Winkeln den Innenraum des fast völlig zerstörten Wagens. Mehrere von ihnen hatten die Heckscheibe durchstoßen, drei die hinteren Seitenscheiben, eines sogar das Wagendach. Den Kopf des Fahrers fand man erst Stunden später – weitgehend unversehrt – in einem Gebüsch abseits der Straße. Zwei der Rohre verliefen dicht über dem ausgefransten Strunk des Halses zum linken hinteren Seitenfenster, wo sie wie Speere ins Freie ragten. Ein weiteres Rohr hatte Kellers Brustkorb durchbohrt und war durch den Rücken wieder ausgetreten. Um anschließend die Rücklehne zu durchschlagen und in den hinter ihm sitzenden Sohn einzudringen, ebenfalls in die Brust, so dass die beiden auf brutale Weise »an zwei blutige Fleischstücke auf einem Schaschlikspieß« (Aussage Notärztin Dr. Irene F.) erinnerten. Durch den Körper der Beifahrerin verliefen drei der Rohre. Durch die rechte Schulter, mitten durch das Herz und ein weiteres durch die rechte Augenhöhle. Der Innenraum des Wagens schwamm in Blut. Ein bizarres Szenario, welches wirkte wie »die misslungene Schwertnummer eines irrsinnig gewordenen Zauberers« (Aussage Polizeihauptmann Frank A.)

Das Erstaunlichste aber – und in dieser Auffassung stimmten sämtliche Helfer später überein – war der Anblick, der sich ihnen auf der rechten Rückbank bot. Ein

halbes Dutzend Rohre, in unterschiedliche Richtungen zielend, bildeten dort ein käfigähnliches Geflecht. In seinem Zentrum saß ein nur mehrere Monate altes Baby. Eines der Rohre, nämlich jenes, welches durch das Herz der Mutter getrieben worden war, zielte genau auf seine Stirn und war nur Millimeter davor zum Stillstand gekommen. Auch die anderen Rohre hatten den Säugling nur knapp verfehlt. Erstaunlicherweise wirkte das Kind völlig ruhig. Alle am Unfallort Anwesenden sollten später schwören, dass es während der gesamten Rettungsaktion weder geweint noch geschrien habe. Stattdessen schaute es die entsetzt in den Wagen starrenden Helfer mit großen Augen an. Dieser Blick, dieser fragende Blick, da waren sich alle übereinstimmend sicher, würde sie in ihrem ganzen Leben nie wieder loslassen.

Die anderen drei Insassen waren ohne Zweifel schon Sekundenbruchteile nach dem Aufprall tot gewesen. Nur der Säugling hatte aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz keinen einzigen Kratzer abbekommen, sondern saß – eingerahmt von todbringenden Metallspießen – unverletzt in seinem Sitz.

Dieses Kind, umgeben von Toten und Schrott und Blut, war ein Wunder. Dieses Kind war ich.

Brauns Falle ist ein mehrstöckiger Bau, den man gewöhnlich durch den Haupteingang betritt. Nicht ohne zuvor einen kleinen Platz zu überqueren und den kritischen Blicken des Pförtners standzuhalten. Es sei denn, man wird an der Rückseite des Gebäudes in einem Krankenwagen angeliefert. Oder man ist verrückt genug, über einen drei Meter hohen Zaun zu klettern, schmiedeeisern, schwarz gestrichen und mit eindrucksvollen Zierspitzen versehen.

Die Idee mit dem Zaun habe ich schon nach kurzer Überlegung abgehakt (zu hohes Risiko, von einem der Fenster aus beobachtet zu werden!), den Trick mit dem Krankenwagen dagegen bislang noch nicht. Einen Herzinfarkt vorzutäuschen wäre nicht schwer. Unweit der Klinik auf offener Straße, umgeben von Passanten, welche aufgeregt Hilfe anfordern würden (*»Ein heftiger Druck in der Brust, ja, genau, seine Schulter schmerzt ebenfalls, ja, ich denke die linke«*), danach eine kurze Fahrt zur rückwärtigen Schleuse. Ein herbeieilender Arzt, der die Symptome nochmals abfragen und dann umgehend ein EKG anordnen würde (*»Merkwürdig. Auf der Ableitung ist nichts Auffälliges zu erkennen«*), danach Einweisung auf

eine Station für mindestens eine Nacht (»Nur zur Sicherheit, man kann ja nie wissen«).

Auf den zweiten Blick hat die Idee mit dem Krankenwagen Nachteile. Zum einen wird man einen Herzinfarktpatienten nicht unbeobachtet lassen. Das würde meinen Bewegungsspielraum entscheidend einschränken. Zum andern sind an der rückwärtigen Schleuse Kameras installiert. Es ist daher nicht auszuschließen, dass Braun mein Kommen live mitverfolgen würde, ja, ihm ist sogar zuzutrauen, dass die beiden Typen, die seit Stunden von einem schwarzen Daimler aus den Haupteingang beobachten, nur deswegen dort positioniert wurden, um mich in Richtung des Hintereingangs umzulenken. Typen wie Braun denken niemals nur eindimensional. Sonst wären sie nicht die Richtigen für ihren Job. Jemand wie Braun hält den Hintereingang für die wahrscheinlichere Option.

Also doch der direkte Weg? Ein kleines Ablenkungsmanöver und dann quer über den kleinen Vorplatz und geradewegs durch den Vordereingang? Vorbei an den zwei Wachhunden, die mich – sollten sie mich erwischen – a) verhaften oder b) töten werden?

Die beiden tragen dunkle Anzüge, die ausreichend Platz für Schusswaffen bieten. Der eine, ein blonder Mittdreißiger mit breiten Schultern, sieht aus, als treibe er täglich Sport und als hätte er mich schon eingeholt, noch bevor es mir gelänge, die Pforte zu erreichen. Der andere wirkt zehn Jahre älter und zwanzig Kilo leichter, paradoxerweise aber noch gefährlicher. Vielleicht, weil er mich an Tommy Lee Jones erinnert, den Schauspieler, der den gnadenlosen Jäger in *Auf der Flucht* verkörperte. Sollte Braun noch im-

mer auf der Seite der Good Guys stehen, haben die beiden den Auftrag, mich lebend zu fassen. Falls nicht (wovon ich ausgehe), so werden sie gewiss nicht abwarten, bis ich das Gebäude erreiche, sondern sobald sie mich erspäht haben, das Feuer eröffnen.

Man sollte meinen, es wäre leicht, Kriminalbeamte und professionelle Killer an ihrem Äußeren zu unterscheiden. Leider ist es das nicht. Wäre ich mir meiner Sache sicher, könnte ich ihnen durchaus zuvorkommen. Indem ich mich von schräg hinten dem Wagen näherte und sie aus nächster Nähe erledige. Mein Mitleid gegenüber Profis hält sich inzwischen in Grenzen. Den aus der Aktion entstehenden Tumult könnte ich womöglich sogar nutzen, um unbemerkt ins Gebäude zu gelangen. Sollte ich mich allerdings täuschen und zwei unbescholtene Beamte erschießen, so wäre das der GAU. Und selbst wenn sie – was ich annehme – gedungene Mörder sein sollten ... bis heute habe ich immer nur in Notwehr getötet.

Womöglich mit einer einzigen Ausnahme. Aber falls es so wäre, dann war das ein tragischer Unfall.

Nachdem der Tod innerhalb einer einzigen Sekunde meine gesamte Familie ausgelöscht hatte und mit ihr mein erstes Leben und eine Vielzahl von Möglichkeiten, die sich aus dem Zusammenleben mit meinen Eltern und meinem Bruder ergeben hätten, ließ er mich drei Jahrzehnte lang in Ruhe. Ich wuchs bei meiner Tante auf, welche vier Jahre zuvor ihren Mann und mit dem Unfall nun auch noch die einzige Schwester verloren hatte. Bei einer Seelenverwandten sozusagen. Ruths Ehe war kinderlos geblieben, und so zögerte sie keine Sekunde, sich ihres verwaisten Neffen anzunehmen. Meine Tante war eine attraktive Frau. Nach dem Tod ihres Mannes ging sie jedoch nie wieder eine längere Beziehung ein. Aus Angst, das Leben könnte ihr auch noch das letzte Stück Herz aus den Rippen reißen, wie sie mir irgendwann traurig gestand. Wenn ich an Ruth denke, sehe ich immer ihr Haar vor mir, ein kunstvolles Geflecht aus leuchtendem Rot. Wie alle rothaarigen Frauen, die ich kennengelernt habe, wirkte auch sie ein wenig überdreht und verrückt, aber obwohl es mir bis heute nicht leichtfällt, es in dieser Klarheit auszusprechen: Meine Mutter hätte mich sicherlich nicht besser großziehen können.

Mein zweites Leben verlief ruhig und linear. An den Unfall bei Kassel kann ich mich bis heute nicht erinnern. Alles, was ich als Kind darüber wusste, erfuhr ich von Ruth, und Ruth wiederum erfuhr alles von der Polizei. Erst mit zweiundzwanzig traf ich mich ein einziges Mal mit einem Rettungssanitäter, der am Unfallort anwesend gewesen war, einem Mann mit gelblicher Haut und einem eingefallenen Gesicht, der aussah, als trinke er zu viel. Ich bat ihn ausdrücklich, mich nicht zu schonen. Er gab sich Mühe, meinem Wunsch nachzukommen, und schilderte mir jede Menge grausiger Details. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie seine Fingerspitzen zitterten und dass er – während er sprach – gegen die Tränen ankämpfte und auch an einige seiner dramatischen Formulierungen. Dass das Kupferrohr, welches unmittelbar vor meinem Gesicht endete, meinen Kopf nur deswegen nicht zerschmettert habe, weil es mit dem Durchtritt durch den Körper meiner Mutter seine Energie bereits vollständig eingebüßt hatte. *Das muss man sich mal vorstellen: mitten durch ihr Herz.*

Es war eine merkwürdige Situation. Einem Fremden gegenüberzusitzen und erkennen zu müssen, dass die Erinnerungen an das Unglück diesen mehr aufwühlten als mich selbst. *Ihren fragenden Blick sehe ich noch heute gelegentlich vor mir*, stieß er gequält hervor und suchte irgendetwas in meinen Augen, was da längst nicht mehr war. Sosehr ich mich auch anstrengte: Ich erinnerte mich an NICHTS.

Ich besuchte den Kindergarten und die Grundschule, anschließend das Gymnasium. Das Übliche eben. Immer in Sichtweite der Pfälzer Berge und umzingelt von Wein-

reben, welche tagaus, tagein den Blick auf die Landschaft prägten und sie im Herbst in Gold zu tauchen schienen. Ein ruhiges Leben. Garniert mit ein paar halbherzig gepflegten Hobbys, in denen ich – außer im Zeichnen – zur Mittelmäßigkeit tendierte, mit Rivalen und Feinden, die sich gern und oft mit mir prügelten, weil ich fast immer den Kürzeren zog, und einer Handvoll Liebschaften, von denen ich irrtümlich glaubte, sie niemals verwinden zu können, von welchen mir aber mit den Jahren nur noch vage Erinnerungen blieben. Als schließlich der Zeitpunkt gekommen war, mich von Ruth zu lösen und dem Ort meiner Kindheit den Rücken zu kehren, deutete nichts darauf hin, dass meine Biographie noch ein zweites Mal einen Haken schlagen und ihre bisherige Ausrichtung nicht wiederfinden würde. Mit neunzehn zog ich auf die andere Seite der Rheinebene, wo ich ein Zimmer in einer Studenten-WG mietete und mich in Jura immatrikulierte. Erneut in der Nähe der Berge, was fast schon wie eine geometrische Spiegelung wirkte – mit dem Rhein als Achse.

Vier Jahre bevor ich Torrini begegnete, hatte ich mein Studium beendet und als Anwalt bei einer bekannten Kanzlei angeheuert. Zu einem Gehalt, das es mir schon bald erlauben würde, einen Kredit aufzunehmen, um eine Wohnung oder ein Haus zu kaufen. In der Firma lernte ich Julia kennen. Ich liebte sie, und sie liebte mich. Wir planten zu heiraten und schon bald eine Familie zu gründen.

Wenn Sie sich für mein Äußeres (damals!) interessieren, dann stellen Sie sich einen unauffälligen Typen vor, nicht hässlich, aber auch nicht gutaussehend, einen leicht übergewichtigen Langweiler. Geprägt von einer unspekta-

kulären Kindheit in einem eintönigen Ort und sozialisiert von den Kontakten mit unaufgeregten Menschen in einer vom Weinbau geprägten Gegend. Wäre mein Leben weiterhin so verlaufen wie in den ersten drei Jahrzehnten, so gäbe es darüber bis heute nicht viel zu berichten. Vermutlich würde ich gelegentlich in Fotoalben blättern, und die dort sorgfältig abgelegten Highlights wären die Aufnahmen von Weihnachtsbäumen, Geburtstagstorten und exotischen Orten, an welchen sich die Menschen einmal pro Jahr einzureden versuchen, weltoffene Abenteurer zu sein. Zumindest gehe ich davon aus, dass es so wäre. Aber würde mich das stören? Bis heute bin ich mir nicht völlig sicher, aber ich denke, eher nicht. Je weniger es von einem Leben Außergewöhnliches zu berichten gibt, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass es nicht unglücklich oder gar tragisch verlaufen ist. Zumindest bin ich nach dem, was ich erlebt habe, überzeugt, dass es so ist.

Aber an manchen Tagen zweifle ich auch. Denke, genau das Gegenteil sei der Fall. Dass ein Leben ohne Schicksalsschläge und abrupte Veränderungen in seiner Bedeutungslosigkeit kaum auszuhalten ist.